

DANK AN RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

Ein Gedenkwort zum hundertsten Geburtstag

Von Friedrich Wilhelm Kantzenbach

1. Von 1935 bis 1962 lebte der Dichter Rudolf Alexander Schröder in seiner Wahlheimat Bergen/Oberbayern in einem kleinen Landhaus auf dem Hügel Sonnleithen.

Gern stellte er sich im 2. Weltkrieg als Lektor der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zur Verfügung, nicht nur deshalb, weil in der Zeit des Nationalsozialismus ihm ohnehin nur noch Gemeinderäume und Kirchen bei seinen Dichterlesungen Refugium boten, sondern weil er 1941 innerlich das Amt des Laienpredigers bewußt suchte. So ist er bis 1953 auch ein Prediger mit eigener Stimme gewesen. 90 Predigten fanden sich in seinem Nachlaß. Wenn der 26. 1. 1978 herankommt, da wir des Dichters 100. Geburtstages gedenken, so muß dieser Tag, so meinen wir, ein Echo finden. Viele haben ihn, wie der Verfasser dieser Zeilen, noch persönlich gekannt. Gern folgte er in den Jahren des Alters Einladungen in Bayern, so lernte ich ihn in Erlangen kennen, als er vom Präsidenten der Luther-Gesellschaft Professor D. Paul Althaus zu einer Lesung in die Orangerie eingeladen worden war. Siebzehn Jahre später hielt ich dann in Bremen einen seinem Gedenken gewidmeten Vortrag und fand damals im Kreis seiner Bremer Jugendfreunde herzliche Aufnahme. Die Jüngeren, die über persönliche Kontakte zum Phänomen Rudolf Alexander Schröder nicht mehr verfügen, kennen kaum noch seinen Namen, mögen sie als Theologiestudenten auch das eine oder andere seiner Lieder singen, wie sie es in den Neuendettelsauer Hochschulgottesdiensten oft tun (Credolied).

Schröder fand als Mann erneut den Zugang zu den in den Jahren freien Künstlerlebens verschütteten Quellen seines evangelischen Glaubens, als er der Witwe eines Freundes die Ostergeschichten las. In der Diskussion zwischen Emanuel Hirsch und Paul Althaus um die Wahrheit des Osterglaubens (1940) hat Schröder zu Beginn des 2. Weltkrieges in einem kleinen Aufsatz »Auferstehung, Eine Botschaft und ihr Widerhall« (1940) Stellung bezogen. So tief er das Kreuz als Gericht und Anfechtung zu deuten wußte, so wenig hielt er doch von einer theologia crucis als Prinzip, weil er »Wiedergeburt« erfahren hatte und sie als Natur und Geschichte verwandelnde Kraft bezeugte.

So schrieb er den Freunden nach Bethel, als 1939 die Gestapo die Theologische Schule aufhob:

Wenn der Frost den Baum entlaubet
hat der Same längst gestäubet.
Gott bricht Reich — aus Flug und Achsen,
der zum Senfkorn sagt: Sollst wachsen.

Geht kein Haar ohn' ihn verloren,
der uns täglich neu geboren.
Schadentum darf euch nicht schaden,
wenn ihr's nehmt von Gottes Gnaden.

Schickt euch, also will's sein Wille.
Lernt Gehorsam in der Stille,
denn der Tag ist niemals ferne,
da die Welt das Wundern lerne,

da sie sieht, Gestorbne leben,
sieht den Schwächsten Kraft gegeben.
Seid ihr's nicht? Und habt doch Kräfte,
Geist des Herrn und Geist's Geschäfte.

2. Schröder hätte sich bestimmt ungern für ein pietistisches Bekehrungserlebnis in Beschlag nehmen lassen. Als Vierzigjähriger willigte er in die Umkehr ein, die er als einen Reifungsprozeß verstand, in dem die Aktivität ganz dem zugewiesen wurde, der im Johannesevangelium die Menschen »sieht«, ehe sie ihn suchen und finden. In einem Mitte der zwanziger Jahre entstandenen Gedicht findet sich der Vers:

Ich hab dich nie geschaut;
Du hast mich angesehen,
Als es mich schon gegraut,
Nur einen Schritt zu gehen;
Ich hab dich nie geschaut:

Du

Hast mich angesehen.

Sein Weg schien in den frühen Jahren in ganz andere Richtung zu pendeln.

Als Primaner fing er an, sich schöne Einbände und Drucke zuzulegen. Schon damals keimten die Pläne, die er mit der im Oktober 1899 erschienenen ersten Nummer der »Insel« verwirklichen konnte. Mit Otto Julius Bierbaum propagierte er den Begriff »Buchschnuck«, setzte bald einfachere und bescheidenere Druckgestaltung durch und nahm an der Gründung der Gesellschaft der Bibliophilen maßgeblichen Anteil. Mehrfach hat er über seine Bemühungen um das schöne Buch berichtet. Auf diesem Sektor konnte er dem Gesetz folgen, unter dem er ins berufliche

Leben als Innenarchitekt und Gestaltungskünstler eingetreten war. Geistesgeschichtlich bleibt sein Name mit dem von Bierbaum und seinem Vetter A. W. Heymel verbunden, zugleich mit der 1900–1901 gemeinsam herausgegebenen Monatsschrift »Die Insel«. Nach dem ersten Weltkrieg gewann er Rudolf Borchardt, Hugo von Hofmannsthal, Leopold Otto H. Biermann, Willy Wiegand, Ludwig Wolde für die Idee einer Privatpresse; aus diesem Vorschlag ging die »Bremer Presse« hervor. Schröder hat die Gedichte Schillers, die Übersetzung der *Georgica* und des *Cato Maior*, eine Übersetzung von Gedichten des Niederländers Geerten Gossaert und den besonders schön gestalteten Band »Opfer und Widmungen« beige-steuert¹. Aubrey Beardsleys romantische Novelle »Unter dem Hügel« (1909), Alexander Popes »Der Lockenraub« (1908) wurden mit Zeichnungen Beardsleys herausgebracht. 1909 erschien das Hohelied, es folgte Homers *Odysee*, erste Hälfte, mit dem feierlichen Druckvermerk: »Unter der Leitung von Harry Graf Kessler gedruckt in den Jahren MDCCCXVII bis MDCCCXX auf den Pressen von R. Wagner & Sohn in Weimar, Mit Titeln und Initialen von Eric Goll und Holzschnitten von Aristide Maillol. Verlegt durch den Insel-Verlag zu Leipzig, Gedruckt in CCCCXXV Exemplaren, von denen CCCL verkäuflich sind.« Dieser kostbar in Leder und Pergament gebundene Band war und bleibt für Kenner eine der meisterhaften bibliophilen Veranstaltungen Schröders. Unter allen dichtenden Zeitgenossen stand Schröder gewiß am verehrungsvollsten zu Hugo von Hofmannsthal; er gibt zu: »Wer dem Dichter persönlich verbunden sein durfte, der wird sich im Grunde am allerwenigsten zu einer kritischen Würdigung seines Werkes berufen fühlen«. Und doch! »Hofmannsthals Verse! Unversieglich schien ihre Fülle, unerschöpflich ihre Beseligung. Als wir sie zu Gesicht bekamen, war uns Jungen, als hätten wir, die wir uns doch auch berufen fühlten, vorher nicht gewußt, was Dichtung sei, was sie vermöge.« Hofmannsthal wandte Schröder seine Freundschaft zu, »die mich durch fast dreißig Jahre an seiner Seite festgehalten hat«, »eine Gnade und ein Trost, ohne die ich mir mein vergangenes und künftiges Leben nicht vorzustellen vermöchte«². Schröders Tun erfüllte sich vor allem im Werk an andern. Er wurde zu einem der größten Übersetzer im 20. Jahrhundert, heute in der Breite seiner Interessen und Kenntnisse nicht mehr erreicht.

Mit den Homer-Übertragungen, die später von Schadewaldt zwar anerkannt, aber in vieler Hinsicht doch durch dessen eigene herbere Übersetzung überboten wurde, qualifizierte sich Schröder erstmals im Jahre

1 Vgl. dazu R. A. Schröder: *Die Aufsätze und Reden*, 2. Bd., 1952, S. 920–944.

2 R. A. Schröder: *Die Aufsätze und Reden*, 1. Band, 1952, S. 806.

1911 als der große Übersetzer. Fast unbekannt blieb, was Schröder auf diesem Gebiet für die niederländischen und flämischen Lyriker geleistet hat.

Carl J. Burckhardt³ dankt, was gerade in diesem Fall sehr viel heißen will, Schröder den Einblick in Homer, den Aufweis von Wegen in die englische Literatur und ins deutsche Mittelalter; Schröder war es, der ihm den niederländischen Beitrag zur Symphonie europäischer Geistesgeschichte hörbar machte. Über Italien und Frankreich standen sie im Austausch. Europäische Humanisten führten ein Gespräch unter ihresgleichen, souverän und ertragreich.

3. Karl Korn⁴ spricht im Blick auf die frühen weltlichen Lieder Schröders von einer »mehr erlesenen als originalen Sprachkraft«. Auch eingedenk Schröders Warnung, daß unter den Schlagwörtern, mit denen sein Stil bedacht wurde, Bumerangs sein könnten, möchte ich diesem Urteil ein Wahrheitsmoment zubilligen. Beim erneuten Durchblättern der »Weltlichen Gedichte« stößt man doch auf manche Unmöglichkeiten und Gequältheiten, und es dürfte schwer fallen, hier überall ästhetischen Hintergrund zu postulieren oder zu attestieren, Schröder habe sich als Meister in der »Rezeption« des Überlieferten umfassend bewährt⁵.

Manch makellooses Gedicht ist mittendrin durch einige altertümelnde Floskeln beschwert. Populär ist der weltliche Lyriker Schröder nicht geworden. Bezeichnend scheint uns nach der inhaltlichen Aussage die Aufnahme des Sisyphus-Motivs, das freilich ergänzt und überhöht wird durch die Kraft und Geborgenheit aus dem Wissen, daß wir nicht sorgen sollen, weil jeder Tag seine Last und seine Erfüllung in sich hat. Dahinter bricht die ganz andere Dimension auf.

Ich stelle einige Sisyphusstrophen und den ersten Vers von »Getrost« nebeneinander:

... Und setzest du immer wieder
Den zweifelnden Fuß bergan,
Sie zerrt, sie wuchtet dich nieder,
So oft die Reise begann.

Vergeblich Ringen und Streben,
Vergeblich Leben! – Geduld,
Schon lüpfst ein heimliches Heben
Dir von den Schultern die Schuld.

3 Rudolf Alexander Schröder zum Gedächtnis, hg. von K. Ihlenfeld, 1963, S. 8.

4 Bei Ihlenfeld: R. A. Schröder, 1963, S. 13.

5 Belege finden sich genügend in Siebenstern-Taschenbuch 67, hg. von Johannes Pfeiffer.

und:

Getrost: der Weg war lang und bang,
Nun ist er bald geschafft.
Bist müd von manch verlornem Gang,
Doch immer wuchs die Kraft.
Nimm deiner Freude wahr:
Nun Hand und Fuß dir altet,
Hat sich schon ausgefaltet
Ein geistig Schwingenpaar.

4. Es war das Lied der Kirche, das R. A. Schröder auch in den Jahren, da er sich der Kirche entfremdet hatte, begleitete, besonders Paul Gerhards Lied »Gib dich zufrieden und sei stille«, »eine christliche Antwort auf eine der schönsten Oden des Horaz«⁶. »Es sind Paul Gerhards Lieder gewesen, an denen ich mit leiser Hand zurückgeführt worden bin, noch ehe mir das Wort der Schrift selbst wieder lebendig war.«⁷ Man bedenke, daß Schröder auf der Höhe seines Schaffens als prominenter Übersetzer und Essayist zum wichtigsten Anreger und Neuschöpfer des evangelischen Kirchenliedes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde. Warnend sagte er: »Wer erbauliche Gedanken und Gefühle in Verse bringen will, soll es unter Aufbietung aller Mittel seines Stils und seiner Kunst tun, sonst versündigen sich Sänger und Nachsänger am Gebot der Namensheiligung«⁸. Nüchtern unterschied Schröder zwischen geistlicher Dichtung privaten Charakters und dem, was fähig ist, Lied der Kirche zu werden. Von über hundert Gedichten hätte er selbst zwei und auch diese nur unter Vorbehalt der Gemeinde als ganzer anbieten wollen. In den »Geistlichen Gedichten« Schröders findet sich des künstlich Assoziativen weit weniger als in den Weltlichen Gedichten. Einige haben sich rechtens als Kirchenlieder durchgesetzt und wurden ins Evangelische Kirchengesangbuch aufgenommen. Über die sprachliche Verantwortung des geistlichen Dichters hat sich der Dichter häufig geäußert. In »Die Kirche und ihr Lied« (1937) hat er das geistliche Lied der Gemeinschaft zugewiesen und von der »Enthaltbarkeit« des Kirchenliedes gesprochen, »in der etwas von jener »Eilkrineia«, jener dem griechischen Wortsinne nach »am Sonnenlicht geprüften« Lauterkeit lebendig sein muß, von der der Apostel zweimal in

6 Die Aufsätze und Reden, 2. Bd., S. 591 f.

7 a. a. O., S. 592.

8 Die Kirche und ihr Lied, 1937; Johannes Pfeiffer: Dichtkunst und Kirchenlied, Über das geistliche Lied im Zeitalter der Säkularisation, Hamburg 1961, S. 140–150; Kurt Ihlenfeld: Das Lied in der Geschichte. In memoriam Johann Rist, Jochen Klepper, Rudolf Alexander Schröder, Luther 39. Jg. 1968, Heft 1, S. 26–38.

den Korintherbriefen redet«⁹. In seinen späten Strophen beantwortet Schröder die Frage, was Dichtung angesichts des Sündenfalls noch bedeuten kann, vermessene Illusion mit Worten oder Rühmung in einer Sprache, die sich als Echo des Wortes »es werde« versteht:

O sage, Dichter, was du tust? Ich rühme.
Aber das Tödliche und Ungetüme,
Wie hältst du's aus, wie nimmst du's hin? Ich rühme.
Wie hältst du's aus, wie nimmst du's hin? Ich rühme.
Aber das Namenlose, Anonyme,
wie rufst du's Dichter, dennoch an? – Ich rühme.
Woher dein Recht, in jeglichem Kostüme,
in jeder Maske wahr zu sein? – Ich rühme.
Und daß das Stille und das Ungetüme
Wie Stern und Sturm sich kennen?: Weil ich rühme.

5. Der Krieg seit 1939 verwies Schröder ganz auf einen christlich orientierten Freundeskreis, dem er trauen konnte. Heimisch wußte er sich im Berliner Eckartkreis um den Übersetzer Ludwig Wolde, um Jochen Klepper, Reinhold Schneider, August Winnig, Joseph Wittig, Harald Braun, Otto von Taube, Werner Bergengruen und nicht zuletzt Kurt Ihlenfeld, der am nachdrücklichsten das Gedächtnis an diesen Kreis von Schriftstellern und Christenmenschen wachgehalten hat. In dem zum in Theologenkreisen weitverbreiteten »Pfarrerspiegel« beigesteuerten Beitrag (herausgegeben von Siegbert Stehmann, 1940) reiht sich Schröder in die Reihe derjenigen ein, die sich zum Erbe des christlichen Pfarrhauses und seines Beitrags für das deutsche Kulturleben bekennen. Aber er tut dies in anderer Weise als jene, die so verdächtig anpassungsbereit die »gesunde biologische Substanz« der Pfarrfamilien priesen und im Ton der Selbstüberhebung die Geschichte des Pfarrerstandes beschworen. Sagt Schröder doch sehr fein: »Als ich ein Kind war, gab es in Deutschland zwei Gegenstände des – ich will und darf nicht – sagen Prahlers, . . . wohl aber des Rühmens«. Er meint damit den preußischen Volksschullehrer und den deutschen Pfarrer. In der Zeit des Kirchenkampfes erinnert sich Schröder an den Bremer Pastor, der sich von den »Dinerpastoren« der wohlpeisenden Hansestadt durch sein erwecklich-missionarisches Engagement kräftig unterschied: Pastor Otto Funcke, dessen Schriften zum Genus der gehobenen Erbauungsliteratur gehören. Funcke hat Schröder gedrängt, seine Odysseeübersetzung zu vollenden, ein Zeichen für die geistige Aufgeschlossenheit dieses Spätlings idealistisch durchtränkter Erweckungsbewegung, die in Bremen ihre bedeutenden Vertreter neben den Rationalisten gehabt hatte.

9 Geistliche Gedichte, Siebenstern-Taschenbuch 51, 1965, S. 169.

Als christlicher Humanist reifte Schröder zum »geistlichen Vater«.

Ein Wort gebührt deshalb dem Seelsorger Rudolf Alexander Schröder. Noch überblicken wir nicht im entferntesten das Ausmaß an Treue und Sorgfalt, das er der brieflichen und mündlichen Beratung vieler Menschen in geistlicher und geistiger Not gewidmet hat. Exemplarisch für seine Bereitschaft, sich auch dem weit jüngeren Menschen aufzuschließen, scheint uns der 1962 publizierte Briefwechsel von 1938 bis 1945 zwischen Rudolf Alexander Schröder und dem jungen Theologen und Schriftsteller Siegbert Stehmann (»Freundeswort«), dessen Gedichten und Tagebüchern Schröder 1964 ein Vorwort mitgegeben hat. Weil Schröder Dichter war, wußte er um das Geheimnis des seelsorgerlichen Tuns. »Jedes Dichterverwort ist Anruf, Ruf aus einem Jenseits der Seele, das beides zugleich ist, unendlich fern und unsäglich nah, fremd und vertraut, Botschaft des Wunders, in dem wir alle, fühlend oder unfühlend, wissend oder unwissend leben . . . Schatten des Todes, Dunkel der Not, Dunkel des Leids und der Gefahr: unter ihnen steht das Wort dieses Dichters (Stehmann), aus ihnen heraus redet es uns an. Aber es reißt uns nicht ins Dunkel hinein, es führt uns aus ihm heraus, es vollbringt selbst das Wunder der Kerze, von dem es gesungen.« Dem sensiblen Dichter Stehmann gegenüber konnte sich der so viel ältere Schröder ganz aufschließen, auch deshalb, weil er sicher war, bei ihm tieferes Verständnis für theologische Fragen zu finden, aber es mag auch sein, daß Schröder gerade in »Freundeswort« passagenweise wie ein Theologe vom Fach schreibt, weil er in Stehmann einen solchen zum Partner hatte. Die eschatologische Frage steht dabei im Vordergrund, und Schröder durchbricht die damals meist rein axiologisch interpretierte Eschatologie zugunsten einererspürung des originalen Sinnes von »Parusia«, wo Ewigkeit an die Zeit angrenzt, wo das Wirken des Ewigen überall greifbar nahe und verwandelnd gespürt wird, weil eben nicht ein nacktes Kreuz, sondern der gekreuzigte Auferstandene im Zentrum des Christusglaubens steht. Er schreibt dem Soldaten Stehmann in die Strapazen des Krieges:

Mitten im Höllentoben,
Da keiner keinem frommt:
Es ist der Vater droben,
Es ist sein Reich, das kommt.

6. Was Schröder und den geistig-politischen Widerstand anbelangt, so kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß er, oft geradezu apokalyptisch gestimmt, wie wenige illusionslos durchschaut hat, was die Nazis an Verbrechen begingen. Das Schicksal ihm bekannter und befreundeter Juden hat er nicht nur brieflich angesprochen, sondern er hat Gefährdete beherbergt und getan, was er nur konnte, um Hilfe von Tag zu Tag zu

bieten. Er wußte von den Konzentrationslagern, ahnte aber nicht das ganze Ausmaß des Schaurigen. Zum Beleg für seine Fürsorge stehe hier einer der unveröffentlichten Briefe, an Kirchenrat F. Langenfaß-München, im Interesse der früheren Gattin seines Freundes Rudolf Borchardt, gerichtet:

13. 9. 1941

Hochverehrter, lieber Herr Dekan!

Eine gute Freundin von uns, Frau Lina Borchardt, fällt unter die neue Judenverordnung, die wohl wieder manchem von ihr Betroffenen das freiwillige Scheiden aus dem Leben nahelegen wird. — Sie ist heute bei uns und sagt, sie begehre — als die gute lutherische Christin, die sie ist, sehr des geistlichen Beistandes, werde ihn aber bei ihrem Geistlichen . . . nicht finden. — Mir kam der Gedanke an Sie, und in demselben Augenblick sprach sie von Ihnen und von dem Vertrauen, das Ihre Predigt ihr eingefloßt habe. — Nun sind Sie, wie ich weiß, sehr überlastet; aber wenn Sie der armen — hochbegabten Frau (Malerin von Beruf und frühere Gattin des Dichters Rudolf Borchardt) ein Stündchen schenken könnten, wäre es in diesem Fall bestimmt kein verlorenes. Ich mache mir die ernstesten Sorgen um sie, trotzdem sie in allem Unglück großen, vorbildlichen Mut gezeigt haben (hat). Sie werden in ihr einem wertvollen Menschen begegnen und vielleicht doch mit allem, was unser Glaube an Trost über diese Welt hinaus bietet, ihr das Gefühl der Bruderschaft im Herrn Christus stärken können, das unser allerletzter und teuerster Besitz ist. Ich möchte nicht mehr schreiben . . . In herzlichem Gedenken an unser Zusammensein und den besten Grüßen an Sie und Ihre Angehörigen.« (entnommen dem Briefwechsel von Dekan D. Langenfaß, Landeskirchl. Archiv Nürnberg, Personen XLI, Nr. 17).

In Charakterstärke und Beurteilung der nationalsozialistischen Verblendung sind Schröder und der ihm schon im äußerlichen Gehabe ähnliche August Winnig vergleichbar. Von letzterem zitiert er in einem Gedenkwort¹⁰, was er selbst in den Briefen an Stehmann oft hat anklingen lassen: »er lebe in der nahen Erwartung des Endgerichts, und das aus keinem andern Grund als dem, daß im Laufe seines Lebens das Böse unter den Menschen mit so fürchterlicher Raschheit um sich gegriffen habe . . . Unter den damals (Ende November 1939) in Winnigs Potsdamer Hause Anwesenden war keiner »von Haus aus« ein Chiliast oder Apokalyptiker.« Nach dem Krieg, als Schröder das Unermeßliche der Schuld Deutschlands übersah, hat er mannhaft auch für seine Person sich zu der Schuld seines Volkes bekannt und nicht in Anspruch genommen, es vor-

¹⁰ Almanach des Friedrich Wittig Verlages 1957, S. 23 ff.

her schon lange besser gewußt zu haben (was zu behaupten nicht falsch gewesen wäre).

7. Eine homiletische und theologische Analyse der im Druck vorliegenden 64 Predigten wäre lohnend¹¹. Schröder verband in der Auslegung gern Epistel und Evangelium nach der Perikopenordnung. Dadurch mutete er dem Leser viel Konzentration zu, nicht immer scheint uns der Versuch, beiden Texten in gleicher Weise gerechtzuwerden, gelungen. Meistens predigte er vor etwa 20 bis 30 Hörern in seinem Hause; vertreten waren Menschen aller sozialen Schichtungen, Vertriebene wie Einheimische.

Wenn jüngst wieder an das »narrative« Element der Predigt erinnert wurde, nachdem gerade unter dem Anstoß des Entmythologisierungsprogramms oft recht abstrakt-theologisch gepredigt wurde: Schröder bevorzugt es, aber, wie gesagt, er will zuviel. Eine Predigt am 4. Sonntag nach Epiphantias 1945 (welche Zeit!) zählt im Druck 14 Seiten. Ich habe nicht den Versuch gemacht, beim Lautlesen die Zeit zu stoppen! Schröder hat nach 1945 großartig dem Anliegen des Stuttgarter Schuldbekenntnisses Rechnung getragen. Ich wüßte kaum jemand sonst, der so eindringlich die uns damals umtreibende Schuldfrage, auch in seinen Briefen, aufgegriffen und sie seelsorgerlich, nicht anklagend, pathetisch und parteilich, behandelt hätte. »Trotzdem läßt die Frage niemanden unter uns ruhen, man kann sagen, sie stehe mit uns auf und vergifte unsre Nächte«. Aber Schröder wagt hinzuzufügen: »Denn es ist freilich etwas Böses um dies Fragen und Rätselraten, wie es heut weithin unter uns geschieht. So wie es weithin geschieht, ist es nicht das fruchtbare, das gläubige, das vertrauensvolle Fragen und Suchen, das das Erdreich umgräbt und locker macht für neue, frische Saat des Trostes und des Friedens«¹². Auf hohem Reflexionsniveau bewegt sich Schröders außerordentlich hilfreiche Osterpredigt. Zwar verzichtet er auf alle apologetischen Kniffe, vielleicht sogar auf notwendige geschichtstheologische Argumente, um stattdessen zuweilen das problematische »Credo quia absurdum« zu bemühen, das Schlüsselwort Ostern von daher zu deuten. Diese theologischen Mängel wiegt aber auf die realistische, an Tod und Kreuz sich nicht vorbei schleichende Botschaft, die aus der Erfahrung kommt. Schröder erzählt zur Einstimmung in die Emmausgeschichte: »Vorgestern bin ich in ungueter Stimmung aufgewacht. Ich war sozusagen im Begriff, mit dem linken Bein aus dem Bett zu steigen. Da kam mir

11 Predigten zum Kirchenjahr, Gesammelte Werke, 8. Bd., Suhrkamp Verlag 1965.

12 S. 219.

mit dem Gedanken an den Ostertag die Vorstellung von den einigen Milliarden Menschen, die gegenwärtig auf der Erde gezählt sind, und mit ihr verband sich die von dem Alter dieser Erde und des auf ihr hausenden Menschengeschlechts. Wieviel, wie unzählbar viele Menschen, keine Vorstellung, kein Gedanke reicht hin, zu fassen, daß, und inwiefern das noch eine gute Gemeinschaft sei; und von allen sollte es nach Jesu Wort gelten, daß der Vater im Himmel die Haare auf ihren Häuptern gezählt habe. — Mich ergriff — nicht zum ersten Mal — das Entsetzen vor dem, der solch ungeheuerlichem Haushalt vorstünde, und dem doch zugleich die geheimsten Falten meines Herzens als dem Richter meiner Taten und Gesinnungen offen lägen, und ich fragte mich: Wie soll ich je Vertrauen zu einem Wesen fassen, mit dem alle meine Vorstellungen, Begriffe und Maße von Recht, von Gegenseitigkeit, von Geben und Nehmen nichts mehr zu tun haben? Da schlug ich meine Bibel auf und las im 95. Psalm: Kommt, laßt uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat. Denn er ist unser Gott, und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand.«

Es ist kein naiver Glaube, dem Schröder sich verpflichtete. Mit feiner, nie verletzender Ironie problematisierte er oft den Stolz der klugen Vernunft. Seine geistigen Väter sind J.G.Hamann, Matthias Claudius, Friedrich Heinrich Jacobi. Die Aufklärung wird sicherlich einseitig interpretiert als »Partei derer, die meinen, das große Licht des geoffenbarten Worts nach dem kleinen Licht ihrer eigenen Eingebungen messen und beurteilen zu sollen«¹³. Dem Unglauben muß geholfen werden zur Wiedergeburt und Umkehr in den Glauben. Als Schröder die Nikodemusgeschichte auslegte, sprach er über die eigene Gewißheit vom Geheimnis des Glaubens.

Am 22. 8. 1962 ist Schröder vierundachtzigjährig in Bad Wiessee verstorben, bis zuletzt in »der Einfalt« des Glaubens lebend. Bei Entgegennahme des Lessingpreises in Hamburg hatte er am 3. 5. 1947 zum Schluß ausgerufen: »Ehrfürchtiges Staunen, ehrfürchtiges Vertrauen. Wem sie in langer Erfahrung geschenkt worden und gereift sind, der darf wohl Dank sagen. Ich wünsche meinen Hörern und Hörerinnen, jungen und alten, ein volles Maß von beiden für die dunkeln Tage, die unser aller warten mögen.«

An Ehren hat es Schröder wahrlich nicht gefehlt: Ehrenbürger von Bremen (1948), im selben Jahr ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, später Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft und Mitglied der Friedensklasse des Pour-Le-Merite.

13 Predigten, S. 613.

Zum Ehrendoktor hatten ihn München, Tübingen, Frankfurt und Rom erwählt; zu den weltlichen Doktorwürden fügte sich die theologische. Er aber wußte sich längst auf dem Heimweg.

Wenn die Tritte schwerer werden,
Und der Atem härter ringt,
Kommt die Nacht, die der Beschwerden
Selig Ende bringt.
Herr, laß mich nicht müde werden,
Bis du winkst: Es ist genug,
Dann verschlaf ich dieser Erden
Traum in Tand und Trug.

Professor Dr. Friedrich Wilhelm Kantzenbach, Meisenweg 14, 8806 Neuen-
dettelsau.

»RECHTS STEHEN UND LINKS HANDELN«

Hermann Kunst über Martin Luther als politischen Berater

Von Jürgen Schlömann

»Man muß rechts stehen und links handeln. Rechts stehen heißt für mich: die Väter bei sich haben; ich bin ein Glied in der Kette. Es muß dieses heilige Continuum in der Kirche geben, mit dem Zeugnis der Schrift, im Gebetsleben, im Dienst. Aber gleichzeitig müssen wir die Vorhut unserer Zeit sein, und das verstehe ich unter ›links handeln‹. Man muß wachen Sinnes sein für die Aufgaben von heute, vielleicht auch von morgen und sich entsprechend verhalten.« So sagte Hermann Kunst in einem Interview mit der Zeitschrift »Evangelische Kommentare« vom Februar 1977.

Während diese Niederschrift entsteht, werden in Holland an zwei Stellen Geiseln – darunter viele Kinder – seit Tagen von Terroristen festgehalten. Der Ausgang des Dramas ist ungewiß. Während diese Niederschrift entsteht, ist der Mord an Generalbundesanwalt Buback und seinen Mitarbeitern Göbel und Wurster noch in frischer Erinnerung, verbunden mit den Drohungen aus der Anarcho-Szene: dies war noch nicht alles. Eine kleine Zahl von Theologiestudenten (!) schickt Blumen und eine Solidaritätsadresse an den mutmaßlichen Buback-Mörder Sonnenberg, und in Studentenzeitungen wird die Beseitigung des Terroropfers prinzipiell begrüßt.

Die – nicht immer unblutigen – Auseinandersetzungen um die Kernkraftwerke in der Bundesrepublik Deutschland sind Pulverfässer, die bei der geringsten Fehlbehandlung in die Luft gehen.